

Septuagesimä 13.2. 22; Jeremia 9,22-23/ EG 355

Staunen und Angeben – oder: „Bild’ dir nischd ei, bild’ dir nischd ei...“

In der Studentenzeit hatten wir mit Schaumschläger*innen und Angeber*innen so unsere Not und unseren Spaß zugleich. Solche, die immer nur Recht haben mussten. Wenn es uns zu bunt wurde, meldeten wir uns eben auf studentische Art, meint, mit einer ordentlichen Portion Respektlosigkeit zurück. Einer dieser Spott-Verse hieß: **Einen fröhlichen Angeber hat Gott lieb**. Das geschah wohlwissend in Anklang und Abwandlung dessen, was beim Apostel Paulus in Wirklichkeit heißt: **„Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“ 2. Kor. 9**

Bei Jeremia wird folgendes besprochen: Weisheit, Stärke, Reichtum einerseits, oh weh, das scheint ja Wasser auf die Mühlen solcher Angeberei. Aber auch: Narrheit, Schwäche, Armut andererseits. Soll das eine gegen das andere stehen? Treten hier unterschiedliche Zustände gegeneinander an? Heißt es zugespitzt, das eine sei schlecht und das andere gut? Passend ins Raster protestantischer Demut: Nur der Schwache und Mittellose kann es in Einfalt auf der Himmelsleiter bis nach oben schaffen? Weit gefehlt. Schwarz-Weiß-Malerei ergäbe ein Zerrbild.

Weisheit, Stärke und Reichtum werden nicht kritisiert. Sie sind wertvolle Gaben Gottes. Allerdings liefert sein Wort die entsprechende Gebrauchsanweisung dazu. Man tut gut daran, sie zu beherzigen. In ihr ist nicht zu finden, dass Gegenteiliges selig gepriesen würde. Auf dem Prüfstein steht, was der Mensch daraus macht. Das Schlüsselwort lautet „rühmen“. Wer rühmt sich vor wem womit und warum? Denn wer sich rühmt, hebt sich heraus. Wer sich heraushebt, fällt auf. Wer auffällt, kann ziemlich sicher sein, gesehen zu werden. Wer gesehen wird, bekommt Aufmerksamkeit. Und diese ist Balsam für die Seele. Im Negativen heißt das: „Seht und staunt! Das bin ich. Das besitze ich. Das ist mein Werk. Keine Fragen bitte. Spieglein, Spieglein an der Wand, ich bin der Größte hier im ganzen Land!“

Vor etwa hundert Jahren schrieb der erzgebirgische Mundartdichter Anton Günter folgende Zeilen: „Bild dir nischd ei, bild dir nischd ei! Bist när e Mensch, kast wetter nischd sei. Groß oder klaa, arm oder reich, ben Afang on ben End sei mer alle z’samm glaach!“ Das Lied war einst in aller Munde. Ein Gassenhauer. Heute zählt es zum Volksgut. Warum? Weil es entlarvend ehrlich ist. Wer sich als Prahlhans rühmt, stellt sich selbst ins Abseits. Das hat nichts mit einem dankbaren Stolz, mit Selbstachtung zu tun. Wer sich aufspielt und brüstet, tritt unangenehm und peinlich auf.

Welche Verdienste ein Mensch vorzuweisen, welches Vermögen er angehäuft, welche Qualifikationen er erworben hat, wenn der Selbstzweck alles bestimmt, missfällt das auch Gott. Denn stets gehen damit eine gehörige Portion Arroganz und Geringschätzung anderer einher. Neid und Missgunst kommen auf. Konkurrenz stiftet Unfrieden. Von Dankbarkeit ist keine Rede mehr.

Doch jeder Mensch, der sich wie ein Kreisel um sich selbst dreht, verliert irgendwann das Gleichgewicht und stürzt. Das passiert körperlich und seelisch gleichermaßen. Abgesehen von provozierter Isolation gefährdet er seine Würde. Echte Beziehungen stehen auf dem Spiel. Falsche Freunde steigen ins Boot. Darum, keine Kraft auf ein Gehabe verschwenden. Aufrecht bleiben. „Bild dir

nischt ei!“

Werfen wir einen Blick in die Geschichte des Gottesvolkes. Man schreibt das Jahr 600 v. Chr. Jeremia lebt und wirkt in Jerusalem. Er wird gemeinsam mit seinen Landsleuten Zeuge des kontinuierlichen Untergangs der Eigenständigkeit. Das Land fällt in fremde Hände. Die Religion droht ausgelöscht zu werden. Dass sich der Königshof zum Vasallen der Großmächte gemacht hatte, nützte ihm und damit dem Volk letztlich nichts. Das bittere Fazit wird leidvoll erlebbar. Unheilige Allianzen führen Unheil herauf. Der Spiegel antwortet wahrheitsgemäß. „König von Juda, groß seid ihr. Doch der Babylonier nebenan ist weit größer als Ihr!“

Denn als Nebukadnezar zum zweiten Mal Jerusalem einnimmt, siegt er vernichtend. Israelit hat nichts mehr zu melden und wird verschleppt. Wie konnte es so schlimm kommen? Darauf antwortet Jeremia deutend. Die Schuld liegt nicht nur im Fehlverhalten der Obrigkeit begründet. Das Volk muss zwangsläufig zugrunde gehen. Sie handeln ungerecht. Üben Gewalt an den Schwachen aus. An denen, die besonderer Fürsorge bedürften, an den Fremden, den Witwen und Verwaisten. Sie geben Götzen gegenüber Gott den Vorzug. Sie mästen goldene Kälber und vergessen, was der Herr ihnen Gutes getan hat. Sie lassen sich nichts sagen. Lebendige Worte stoßen auf verstockte Herzen. Sie gieren, Gewinn zu machen. Lug und Trug bestimmen den Alltag. Aber bei alledem dünken sie sich weise. Sie bilden sich etwas ein, das an den Tatsachen vorbeigeht. Gottes Gebote und Verheißungen werden zur Nebensache. Die Hauptsache betrifft den eigenen Vorteil.

Was für eine fröhliche Geschichte haben wir im Evangelium Mt.20! Sicher nicht auf den ersten Blick, ja da ist immer gleich reflexartig die Empörung, das ist ein bisschen zum Sport geworden beim Bibellesen, zuerst den Aufreger zu suchen. Doch schauen wir genauer hin, merken wir, Leistung soll sich lohnen, gerade auch vor Gott.

Und weiter: Ich bin natürlich nach meiner selbstgerechten Selbsteinschätzung einer von denen, die am meisten geschuftet haben im Weinberg.

Und weiter: die Steigerung im Erzählstrang auf die Pointe hin zum Schluss weißt uns den Weg, das ist nicht anders, als der psychologische Trick in einem guten Witz: Der Schluss offenbart den Knaller. Seriöser ausgesprochen: Es geht um die Letzten, die nur eine Stunde gearbeitet haben. Dort gehöre ich hin.

Und schließlich: Entgegen aller Empörung, Gott niemand niemandem etwas weg, sondern er legt etwas obendrauf! Und zwar mir!

Ich rühme meinen Gott und Herrn, weil ich mich ihm verdanke. Mit allem, was ich bin und habe. Wenn ich Gott anerkenne als den, der mein Leben ist, der mich von allen Seiten umgibt und dem nicht ein Wimpernschlag verborgen bleibt, dann bekenne ich mich zu seiner Gerechtigkeit, zu seiner Gnade und Liebe. Und diese sind sehr umstritten. Nur ein Beispiel. Was ist das für ein Tarifvertrag für die Weinbergarbeiter? Siehe die Evangelienlesung dieses Sonntages. Alle kriegen den gleichen Lohn. Ist das gerecht? Wir schreiben viele Fragezeichen. Der Herr setzt ein Ausrufezeichen.

Wir können kaum verstehen, wieso die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein sollen? Er handelt bewusst in dieser Weise, und das vor aller Augen. Damit die Ersten sich mit den Letzten und für sie freuen können.

Wir schauen bei Jeremia auf eine Zeitetappe vor reichlich zweieinhalb tausend Jahren. Nur falls jemand meinen könnte, es beträfe die Gegenwart. Oder doch? Jeremia prophezeit Strafe. Sie werden alle dem Erdboden gleichgemacht. Inmitten dieser Unheilsandrohung ertönt plötzlich ein Gong. Achtung Durchsage! Der Herr spricht. Er unterbreitet ein Angebot. Es betrifft die Zukunft. Das Leben in einer anderen neuen Qualität. Jeder darf sich rühmen. Wenn er allerdings weise ist, wird sein Rühmen ein Loben sein. Nicht Eigenlob, sondern Gotteslob. Nicht strategisch geplant, sondern aus dankbarem Herzen.

Ihr sollt nicht sagen: „Ich habe immer Glück im Leben“ Ihr sollt aber noch weniger sagen: „Immer bin ich der Benachteiligte“ Immer habe ich die Arschkarte. Immer sind die Dittersdorfer (oder vs. Weissbach) im Vorteil. Oder in stolzer Tonart: Ich kriege immer, was ich will. Ich habe das Leben sicher. Ich dachte, dass ich zu den Ersten gehöre. Rühmte mich meiner Taten und meinte, ich sei ein bisschen früher aufgestanden als der Rest. Wenn das jedoch offensichtlich vor Gott nicht zählt, na, was kann ich dann aufweisen? Gutes tun, ist selbstverständlich. Eines Menschen würdig leben auch. Mit Talenten wuchern, angesagt. Doch dass etwas draus wird, dazu hilft Gott allein. Aus Gnade. Sie gründet in Liebe. Und diese Liebe, einzig seine Liebe hebt mich heraus. Sie macht aus mir den besonderen Menschen. Sagen wir es unserem Gott, dass wir über ihn staunen.

Meine Existenz ist eine höchst fragwürdige. Geschaffen zum Ebenbild Gottes. Ausgestattet mit Herz und Verstand, Gebot und Verheißung zu trauen. Freude am Leben zu haben und die Hoffnung nie aufzugeben. Wie sieht es im Alltag aus? Ich bin oft ängstlich. Bereit, in der Not zu lügen. Will mit dem Rücken zur Wand stehen. Ich verlasse mich nicht auf Gottes Plan, weil ich denke, es besser zu wissen als er. Wenn es schiefgeht, wird er schon die Sache richten. Und, welch wunderbare Erfahrung: Viel ist schiefgegangen, und er hat es gerade gebogen. In manche Sache habe ich mich reingeritten. Er hat mir rausgeholfen. Nicht selten musste ich um Entschuldigung bitten. Er gab mir den Mut, die Kraft und die richtigen Worte dazu.

Situationen fanden ihren Abschluss anders, als von mir vorgedacht, aber immer zum Segen. Manchmal habe ich den Zusammenhang erst viel später kapiert. Jedenfalls, diesen Gott zu kennen, will ich mich rühmen. Will ihm danken, ihn loben und lieben. In aller Unvollkommenheit. Aber voll Vertrauen. Wer mich fragt, aus welchem Grunde ich mir meines Gottes so sicher bin, dem muss ich sagen, weil er es mir erlaubt. Der Atheist meint, ich sei ein Narr. Gottes Recht und Gerechtigkeit bleiben dem Verstand fast immer ein Rätsel. Sie erschließen sich nur einem vertrauensvollen Herzen.

Ich erhoffe es für unsere Kirche und für mich selbst, dass wir Gott stets neu kennenlernen. Dass wir uns auf seine Gebote und Verheißungen verlassen können. Dass wir uns gefallen lassen, wie er uns verändert. So dürfen wir uns rühmen, seinen Namen zu tragen, und können, soviel es an uns liegt, jedem Menschen Frieden wünschen. Ich weigere mich deshalb, eines Feindes Feind zu sein.